

Zuge zu folgen, geräth er jedesmal in Maaslosigkeit und falschen Heroismus. Doch konnte dieser Mangel an Haltung und Würde in den ersten Leistungen noch nicht so unumwunden zum Vorschein kommen, weil er während der Conception derselben unter dem Einfluß einzelner älterer Männer stand, die, indem sie ihm hin und wieder einen mehr positiven Inhalt zubrachten, seinen Fanatismus selbst wider seinen Willen in Schranken hielten. Zugleich war Herwegh damals noch reinern Gemüthes, weniger berührt von den zersetzenden Wirkungen des sich überhebenden Verstandes, und der Eitelkeit nur in dem Maasse zugänglich, wie sie von einer überfindlichen Natur gern hingenommen wird.

„Zubehud wurden die Gedichte empfangen; eine schöne Zukunft öffnete sich dem Dichter:

Kommt aber ein Reiflein über Nacht  
Und raubt dem Blümlein seine Pracht.

Um diese Zeit, vor seiner Reise nach Deutschland, traten zwei Verhältnisse in Herwegh's Leben unheilbringend herein. Zum ersten verlor er in jenen Tagen seine geistige Unschuld, jenen zarten Duft der Seele, der uns aus seinen früheren Liedern entgegenhaucht. Der demüthige und darum von den Mäusen geliebte Jüngling gab sich geistigem Hochmuth hin; im fortgesetzten Umgange mit dem schenloseten, ihn feiernden Radikalismus verschwand die letzte Spur eines edlen Gleichgewichts aus seiner Seele, da er, der zarte Dichter, sich Monden lang im Gewirre des politisch-schmutzigsten schweizerischen Partheikampfs umhertrieb. Zum anderen schien auch zu gleicher Zeit sein Körper die Kraft zu verlieren, das in ihm wirkende sonnambule Leben, welches entseffelt, ihn zerstören mußte, zusammenzuhalten. Von innen heraus verbrannte die Gluth, da sie nicht mehr durch Reinheit gebündelt und gemildert war; das Gehirn sehte, wie es die Ärzte nannten, eine Gehirn-Erweichung an.

In gleichem Maasse wie also der Radikalismus Herwegh's Herz bis zur Frechheit gegen göttliche und menschliche Gesetze verhärtete, wurde sein Gehirn weicher, und weniger fähig dem sumsenden Spuk und Traum politischen Heldenthums und den Sirenenstimmen der Eitelkeit zu trotzen. Doch hatte er selbst in dieser verworrenen Zeit noch lichte, bescheidene Augenblicke, denn er ist eine von den bildsamen Naturen, die gut sind mit den Guten und traurig mit den Traurigen; noch war er denen fern, welchen Verrath an sich und Andere für Charakterstärke gilt, noch war der Undank gegen einen Fürsten, der ihm einen Fehler verziehen, gegen einen Andern, der ihn freundlich aufgenommen, nicht bei Herwegh zum Glaubensartikel geworden. Dennoch war er nicht Chorführer in der neuen Kirche philosophischer Ruchlosigkeit, noch hätte er vor den Worten gebebt, welche er jetzt zum Lobe und Preis (!) des Alterthums drucken läßt, und welche namentlich im „Heidenliede“ die größte Verunreinigung sind, wozu es die Blasphemie gebracht hat.

Den Tod im Herzen, Triumph auf den Lippen trat Herwegh seine Reise nach Deutschland an. Wer will ihm verargen, daß ihn der Schwindel besiel? ward doch sein Gehirn immer weicher und schwächer. Wer will es ihm verdenken, daß unter Narren und Neugierigen der gute Geist von ihm wich, und das Wesen des Radikalismus, — eine unreine Substanz des sich überhebenden eigenen Verstandes, — ihn erfaßte?

Von jetzt an könnte ich Schritt für Schritt nachweisen (wenn es nur der Mühe lohnte), wie Herwegh die wahre Begeisterung mit Füßen trat, wie er die Poesie zur Meze einer liederlichen Theorie von Menschenrecht und einer noch liederlicheren von Gottesrecht machte; wie die weiche, zarte Seele (denn man denke sich ja keine Eisennatur, die ehernklingende Verse sang) wie die arme Seele zerbröckelte, wie er alle Gehaltenheit verlor und gleich einem unartigen Schulknaben zu toben anfing, weil man in politischen Dingen ihn nicht auch ein *veni vidi vici* spielen ließ, sondern nach seiner Berechtigung zum Staatsmann fragte und bemerkte: er sei in ernstlichen Geschäften des Staats unerfahren, ganz ein beschränkter Kopf. Ich könnte jetzt ausführen, wie bloß armselige Eitelkeit den Dichter zu der tollen Kriegs-Erklärung und zu dem noch tolleren Kampfe gegen Dinge trieb, von denen er lediglich gar nichts versteht; wie er ein reiches Mädchen ehlichte und seitdem Kommunist wurde; wie er sich behaglich im Reisewagen dehnt und Lieder vom armen Jacob schreibt; wie er bis zum kleinlichen Epigramme herabsinkt, poesieflos, er, der ein Seher sein will; formlos, er, der die Reiterlieder geschrieben; wie er sich endlich selbst nach Paris erlirt, um vor einem fremden Volke sein Vaterland zu schmähen.

Ich will das Alles nicht thun. Ich will bloß erzählen, daß Herwegh einen zweiten Band Gedichte aus Paris herübergeschleudert hat, die ästhetisch so schlecht sind, daß kein Mensch darauf geachtet hätte, träte er damit zum erstenmal auf. Und was darin poetisch noch erträglich ist, haltt wie ein Achzen, was politisch erträglich ist, wie eine gestohlene Erinnerung aus einer besseren Zeit herüber, eingeballt in einen großen Haufen Radikalismus.

Möchten doch die Regierungen diese frechen Lieder nicht verbieten, denn sie sind so frech, daß die Gläubigen fluchen, die Narren entzückt sind und die Vernünftigen verachten müssen. Und doch mischt sich Bedauern in diese Verachtung, daß Herwegh unter dem Gelichter versinken muß, das ihn jetzt in Paris anbetet, daß auch die Neue und Buse über sein literarisches Treiben, wenn sie ihn überkommt, zu spät über ihn kommt. Denn jetzt bleibt ihm in dieser Beziehung nichts mehr, gar nichts, als das Schicksal aller falschen Propheten: „das Vorwärts“ in die grenzenlose Leere.

„Mag er sich immerhin eine neue Heimath suchen! Die Pforten des Vaterlandes sind ihm geschlossen, nicht durch den Willen eines Mächtigen, sondern durch die öffentliche Meinung, weil er zu viel am echten deutschen Geiste gefrevelt hat. Tröste er sich nicht damit, daß er sich ein Märtyrer für Freiheit zu sein dünkt: er ist nur ein Märtyrer für Frechheit, der, wenn er nicht vermag, sich von dem Abhange zurückzureißen, an dem er steht, ein böser Dämon, welchem er sich dann opfert, sein Epitaph schon finden wird:

„G. Herwegh. Suicida. Parricida.“

### Der Deutsche in Paris.

(Fortsetzung.)

In künstlerischer, und besonders in musikalischer Hinsicht, ist Deutschland in Paris großartig vertreten; es wäre genug den Tondichter „Robert des Teufels“ und der „Huguenotten“ zu nennen, um zu beweisen, daß dieses Land, das man seit un-

denklichen Zeiten das kalte, nebelige, blonde Deutschland zu nennen für gut befunden hat, mit größerem Rechte: „Das melodische Deutschland“ genannt werden kann. Ein Land welches Beethoven, Mozart, Haydn, Weber und Meyerbeer geboren hat, kann mit Italien um die Palme des Ruhmes ringen. Meyerbeer ist wesentlich ein Pariser-Deutscher, denn er hält darauf, daß seine Compositionen zuerst auf dem Theater der Straße Lepelletier zur Aufführung kommen; und obgleich die verschiedenen deutschen Fürsten ihn mit Ehren, Orden und Tabatiären überhäufen, ist es doch nicht möglich ihn von der Idee abzubringen, seinen „Propheten“ anderswo als in der Pariser großen Oper geben zu lassen. Jeden Winter bringt der große Tondichter zwei bis drei Monate in dem Hôtel des Princes der Richelieustraße zu; und hier sind alle jene bezaubernden Melodien entstanden, die Deutschland und ganz Europa entzückt haben. Meyerbeer, der, als Künstler, allen seinen Launen Genüge leisten kann, hat eine, die wenigstens nicht kostspielig ist, denn er hat die fixe Idee das Piano an dem er alles componirt, in ein Dachstübchen zu stellen, und er ist nie begeisterter als wenn während eines heftigen Unwetters der Wind durch das schlechtgeschlossene Fenster pfeift, der Hagel auf das Schieferdach schlägt, ein Paar Rauchfänge hinabstürzen und die Ziegel mit Gepolter über das Dach herabrollen, — dann ist er in der höchsten Extase und er schreibt dann eine Melodie die ein Meisterwerk ist, — ich will sagen, die noch mehr Meisterwerk ist, als seine andern meisterhaften Tonschöpfungen.

(Das klingt so recht phantastisch-deutsch und riecht nach E. T. A. Hoffmann und seinen „Kreisleriana;“ — wir können aber Herrn Huart versichern, daß Meyerbeer während seines Pariser Aufenthaltes das Hôtel de l'Empire in der rue Neuve-des-Augustins bewohnt, und daß sein Piano dicht bei seinem Bette im Schlafzimmer steht; daß ein Genie wie Meyerbeer überdies nicht nöthig hat, seine Inspirationen aus Wind und Hagel, ungeworfenen Schornsteinen und herabfallenden Ziegeln zu schöpfen. Anm. der Red.)

Übrigens bitte ich zu glauben, daß Meyerbeer nur sein Piano in ein Dachstübchen logirt, für sich selbst hat er eine viel confortablere Wohnung, die der schwächliche Zustand seiner Gesundheit auch erheischt. Wenn das Publikum wüßte, daß Meyerbeers Piano sich unter dem Dache des Hôtel des Princes befindet, so würden alle angränzenden Dachstübchen während der Anwesenheit des maestro in Paris um rasendes Geld vermietet werden; denn wer gäbe nicht gerne drei- bis vierhundert Francs um die noch unbekannteren Melodien des so sehnsüchtig erwarteten „Propheten“ zu hören? Da wir einmal bei den sonderbaren Launen des berühmten Tondichters sind, so können wir seine entschiedene Antipathie gegen die Kagen nicht mit Stillschweigen übergehen. Meyerbeer liebt die Gewitter eben so sehr, als er die Kagen haßt, und wenn wir an die Seelenverwandlung glaubten, so müßten wir annehmen, daß Meyerbeer früher eine Maus war, ehe er Compositeur wurde. Es ist unmöglich sich einen Begriff von seiner unüberwindlichen Abneigung gegen alle Kagen zu machen. Er treibt seine Kagenscheue so weit, daß, als er eines Tags zwölf Stunden weit zu Scribe auf dessen Schloß Montalais gefahren war, um Wichtiges zu besprechen, und im Vorzimmer zwei Kagen fand, er augenblicklich umkehrte, die Thüre zuschlug, in

den Wagen sprang und eiligt nach Paris zurückkehrte. Um seinen „Robert der Teufel“ in der Oper zur Aufführung zu bringen, schloß Meyerbeer dem Direktor sämtliche Auslagen der In die Scene Setzung vor, und hätte die Oper nicht gefallen, so hätte er mehr als 100000 Francs verloren. Alle Welt weiß dies; aber was man größtentheils nicht weiß, ist daß Meyerbeer die Geldopfer zur Begründung seines künftigen Ruhmes noch weiter trieb. Er erfuhr daß in Herolds „Zampa“, den man gerade damals in der Opéra-Comique in die Scene setzte, ebenfalls ein Gefängnißstück mit Orgelbegleitung sei, wie er es in seinem „Robert“ habe, dessen letzte Proben auch grade waren; sogleich ließ Meyerbeer zu allen Orgelbauern in Paris, kaufte ihnen alle ihre vorräthigen Instrumente weg, und machte noch Bestellungen auf sechs Monate Arbeit. Von diesem Augenblicke an war der „Robert“ gerettet, die Furcht vor der Concurrenz schwand, denn „Zampa“ hätte sich keine elende Drehorgel zum Accompagnement mehr verschaffen können. Übrigens hatte Meyerbeer, der doch immer Gefahr lief mit einigen zwanzig Orgeln auf dem Halbe sitzen zu bleiben, das seltene Glück, daß er sie hinterdrein sehr vortheilhaft anbrachte und mehrere tausend Francs durch diesen sonderbaren Aufkauf gewann. Um also „Robert den Teufel“ zur Aufführung zu bringen, wagte Meyerbeer 150000 Francs; — es gibt wenig große Musikpreise von Rom (grands-prix du Conservatoire) die sich nach der Zurückkunft von ihrer Stipendienreise das Vergnügen machen könnten, ihre erste Oper um eine solche Summe aufführen zu lassen.

(Wir brauchen nicht erst zu bemerken, daß diese Geschichte, wie so viele andere, in dem Bereich der historisch gewordenen Fabel gehört; — als Meyerbeer seinen „Robert“ der Pariser Oper gab, war sein Crociato mit der Pasta bereits fünf Jahre früher mit enthusiastischem Beifalle in Paris gegeben worden, und der bereits berühmte Componist hatte solcher Oper wie die oben erwähnten nicht mehr nötig. Anm. der Red.)

Unter den andern deutschen Musikern, die ihren mehr oder minder bleibenden Wohnsitz in Paris genommen haben, nennen wir in erster Reihe den berühmten Franz List, der eigentlich als cosmopolitischer und humanitärer Pianist weder Franzose, noch Deutscher, noch Italiener, sondern Weltbürger ist und die ganze Welt durch seine, wie eine Predigt Massillon's in drei Theile getheilten Sonaten moralisirt, erhebt und veredelt. Nach ihm kommt Thalberg, der, obwohl geringere Ansprache als sein Nebenbuhler machend, und auf seine Zuhörer weniger wirkend als List, sie doch alle zu überzeugen weiß, daß — er ein vortrefflicher Pianist ist. Da wir einmal beim Piano sind, so dürfen wir Dreyschock, Wolff, Rosenhain und andere wackere Virtuosen die uns Deutschland abgetreten hat, nicht vergessen. Wollten wir übrigens ein genaues Verzeichniß aller jener Musiker geben, die Wien, Berlin oder eine andere Stadt Deutschlands verlassen haben, um in Paris die Violine, das Piano, das Klappenhorn oder selbst das Accordion zu cultiviren, so dürften wir eine Liste entwerfen die bei A anfänge und bei Z aufhörte.

Wenn aber die deutschen Lieddichter und Musiker in Paris Glück machen und im Allgemeinen fast immer glänzende Erfolge erringen, haben die deutschen Sänger nicht gleiches Glück, denn mit Ausnahme der Ule Sonntag, haben wenig deut-

gentliche Berühmtheit gegründet. Mehrere Male schon sind deutsche Directoren mit einer Operngesellschaft, auf die sie goldene Hoffnungen bauten, nach Paris gekommen, aber immer haben der Bankrott und seine getreuen Acolyten, die Huisfiers, die Pforten des deutschen Theaters schnell wieder geschlossen. Wir können uns dieses Mißlingen nicht erklären: denn „Don Juan“, der „Freischütz“, die „Zauberflöte“ und so viele andere bewundernswürthen Partituren der großen deutschen Meister sollten doch die Neugier der Pariser Dilettanti eben so sehr locken, als das Repertoire der italienischen Oper, das sich seit zehn Jahren nicht verändert hat. Man wird hierauf freilich antworten, mit Darstellern wie Lablache, Mario, die Grisi findet man alle Partituren ewig jung; aber es gibt ja doch auch in Deutschland ausgezeichnete Künstler, und wenn diese fremde Bühne bei uns noch kein Glück macht, so kommt es daher, weil die allgewaltige Göttin Mode sie noch nicht unter ihren Schutz genommen hat. Warten wir noch zehn Jahre, und es wird vielleicht in Paris zum guten Ton gehören, seine Abende in der deutschen Oper zuzubringen.

(Die Ursache, warum eine deutsche Oper in Paris nicht bestehen konnte und kann, liegt mit kurzen Worten hierin: Nur das italienische Opernhaus, oder vielmehr dessen jeweiliger Pächter, hat das Recht Opernvorstellungen in fremden Sprachen zu geben; — da er nun in der Winter-Saison sein Haus für die italienische Oper benützt, so kann er es einer deutschen Oper, falls sich eine solche meldet, erst vom 1. April an überlassen; das Publikum aber, das dieses Theater besucht, geht in der Mitte April schon von Paris fort auf das Land oder ins Bad, und für das übrige Publikum sind die Eintrittspreise des italienischen Theaters, die nicht herabgesetzt werden dürfen, zu hoch. Unter diesen Umständen waren es mehr die Ungunst der Saison und andere Verhältnisse, namentlich die Ungeschicklichkeit der auch ohne hinreichende Geldmittel hierher kommenden Directoren, die der deutschen Oper die bisherigen Biases bereiteten, und nicht der Mangel an Geschmack für deutsche Musik, die in Paris sehr viele Freunde und Verehrer zählt. Anm. der Red.)

(Fortsetzung folgt.)

### Pariser Mandereien.

In zwanglosen Folgen.

Herr Raab und die Polka. Wir haben es ja vorausgesetzt, Herr Raab war ein unabweisliches Bedürfniß für Paris; die Polka, bis zur Chaumière gesunken, bedurfte einer Regeneration, und Raab kam — sah — und siegte. Raab ist buchstäblich mit Lektionen bestürmt; einen Antrag, die Polka in der großen Oper zu tanzen, mußte er ablehnen, da ihm keine Zeit zu den Proben bleibt, und so muß sich das Publikum der rue Lepelletier schon mit der Polka des Herrn Coralli Sohn begnügen, die, wie Herr Coralli Vater sagt, die einzige echte ist, da er sie 1807 in Eisenstadt, in Ungarn, selbst tanzen gesehen habe. Nun existirt aber die Polka erst seit 1838, und was Herr Coralli in Eisenstadt 1807 gesehen haben mag, weiß der liebe Himmel und der verstorbene Fürst Esterhazy. Alle ehemaligen Polkaprofectoren sind ruiniert: Cellarius hat die Selbstsucht, Lionel leidet an einem Gallenfieber, und Boizot van Pavert bekommt Krämpfe wenn man nur den Namen Raab nennt. — Raab steigt von den Gesandtschaftshotels des Faubourg St.-Germain mit seinem Cabriolet in die von reichen Engländern bewohnten Gasthöfe der rue Rivoli, überall vier bis acht Paaren aus der Elite der höhern Gesellschaft Polka-Lektionen gebend, überall ersehnt und freudig empfangen, überall nur mit Schmerzen entlassen, überall mit Gold und Lorbeeren überhäuft. In einer seiner letzten Lektionen zählte ich zwei russische Fürsten, einen italienischen Herzog, einen deutschen Diplomaten, eine Herzogin des Faubourg

St.-Germain, eine österreichische Gräfin und zwei englische Miß, — diese noble Quadrille vollte, daß es eine Freude war. Raab bleibt nur noch vier Wochen hier, denn dann entführt ihn Lord M. nach London, wo er bereits brieflich angemeldet ist, und als erster Reifemarschall der jetzt ganz Europa durchziehenden Königin Polka mit Ungeduld erwartet wird. Für diejenigen unserer Leser, die noch von Raab's Anwesenheit Nutzen ziehen wollen, bemerken wir, daß er rue Vivienne n° 49, au 2°, wohnt, und nur von 8 bis 10 Uhr Morgens zu sprechen ist. Qu'on se le dise! Qu'on se le bugle! Qu'on se le saxophone!

Russische Reisen. Die Fürstin von Lieben wird diesen Sommer einen Monat in Baden-Baden zubringen, wo sie mit ihrem Bruder, dem in Ungnade gefallenen russ. Polizeiminister Graf Benkendorf, zusammentreffen wird.

Zweihunderttausend Franken und ein Stiefel. Einer der hiesigen Diplomaten, den wir nicht näher bezeichnen, als daß er vor Kurzem eine sehr reiche Heirath geschlossen hat, war, nachdem er einige hunderttausend Franks zum Fenster hinausgeworfen hatte, in einer so verwickelten Lage, daß ihn nur die oben erwähnte Heirath retten konnte. Einige Tage vor der officiellen Trauung war der glückliche Bräutigam bei der schon privatim sein gewordenen Braut, und unter den anticipirten Freuden des künftigen Ehestands war eine lange Bebrunnacht rasch entschwunden. Aber welche Verlegenheit, als am andern Morgen einer der eleganten, gefirnisten Stiefel unseres Diplomaten vermißt wird, und trotz alles Suchens nicht zu finden ist. — Der schon halb verheirathete Bräutigam war in der tödtlichsten Verlegenheit, denn die zweihunderttausend Franken Mitgift seiner Frau gehörten noch nicht sein. Er konnte zu Hause keine andern Stiefel holen lassen, denn er hatte nur dies eine Paar und bei keinem Schuster mehr Credit. — Allein die Liebe ist scharfsichtig, die junge Frau errieth, wo den Diplomaten der Schuh, oder vielmehr der Stiefel drückte, das Stubenmädchen wurde zum Schuster geschickt, und unser Diplomat kam glücklich zu den zweihunderttausend Franken und einem neuen Stiefel.

Die Kinder Reschids-Pascha. — Die hohen Damen des diplomatischen Corps haben die Kinder des türkischen Gesandten Reschid-Pascha in Mode gebracht. Kleine Türken, welche interessante Naturerscheinung! Bis jetzt glaubte man, bei dem undurchdringlichen Schiefer, der die ehelichen Geheimnisse der Türken im wohlbewachten Harem deckt, die Türken kämen alle gleich groß und mit Bart und Turban auf die Welt, jetzt hat man kleine Türken in natura und sie machen die Bewunderung aller Salons aus, man überhäuft sie mit Härtlichkeiten und Bonbons, was ihnen bedeutend den Magen verdirbt. Lady Cowley hat sich auf der türkischen Gesandtschaft einschreiben lassen, um den Kleinen wöchentlich ein Mal zu essen geben zu dürfen. — Frau von Serra-Capriota hat ebenfalls ihren Tag verlangt, sie hat den Dienstag, — man fürchtet jedoch in der diplomatischen Welt, daß die Frau Gräfin Appony auf diesen Tag bestehen wird, — das gäbe eine neue orientalische Frage, die schwerlich ohne Krieg endigen dürfte.

Die Polka durch die Polka getödtet. Um etwas Besonderes zu erfinden, hat der berühmte Cellarius die Polka mit Sporen tanzen lassen. Der junge Graf von Mon.... erschien also in einem Salon des Faubourg St.-Honoré mit ungeheuern Dragoner-Sporen an den Stiefeln, — er hatte eine höllische Kabale im Sinne. Zu Ende der Soirée hatte Graf Mon... so viel gepökt und so gut gepökt, daß es im ganzen Ball-Salon keine halbwegs anständige Damen-Toilette mehr gab; er hatte mit seinen Sporen alle Roben zu einfachen Corsetten reducirt; — die unglücklichen Tänzerinnen sahen alle aus wie die wüthen Frauen auf Drabeiti vor Cook's erster Entdeckungsreise; — man mußte die Shawts als Reigenblätter umnehmen. Ob Polka! wie schön bist du mit Sporen!

Eine Gemüthsbewegung. Bei der Hinrichtung des jungen Ducros waren, wie gewöhnlich, mehrere elegante Damen in ihren Equipagen anwesend; unter ihnen bemerkte man Frau von N. D., die im offenen Landau saß; — es ist wahr, sie sah diesem scheußlichen tiefergreifenden Schauspieler mit einer erschreckenden Leichenblässe zu, ihr Auge war halb gebrochen, sie hatte keinen Athem; — die arme Frau hatte aber auch die ganze Nacht Polka gefanzt.

Fürst von Wallerstein in Ungnade. Der Fürst von Wallerstein, von dem Könige von Baiern mit einer Specialmission nach London und Paris geschickt, um von der griechischen Constitution etwas herunter zu reden, ist plötzlich grade in dem Augenblicke zurückberufen worden, wo er bei Lord Aberdeen eben so weit war, als er schon bei Herrn Guizot gekommen war. Man begreift in den hiesigen politischen Kreisen nicht, wie ein Diplomata so schnell in Ungnade fallen kann, der so schöne goldene Öhringe trägt.

Die Polka der österreichischen Erzherzoginnen. An allen Straßenecken, an den Fenstern aller marchands de vin und an den samösen Säulen der Boulevards kann man einen Anschlagzettel lesen auf dem steht: Cours de Polka telle qu'elle est dansée par LL. AA. II. les archiduchesses d'Autriche. Also die gekrönten und noch zu krönenden Häupter Europas werden schon für die choreographische Obscenität der hiesigen Quasi-Polka verantwortlich gemacht. Was nützt es dem österreichischen Hofe und seinen Prinzessinnen das Muster der Tugend, der Sittsamkeit und des Anstandes zu sein, wenn die Charlatanerie eines Tanzmeisters sie an allen Straßenecken als Musterbilder für seine unanständige Voperei anschlagen kann? Es ist wahrhaftig heutzutage ein schlechtes Brod Prinz oder Prinzessin zu sein.

Der Spielgefährte des Herzogs von Reichstadt. Graf Dietrichstein, bisheriger östreich. Gesandter in Brüssel, ist zum bevollmächt. Vorkschafter in London ernannt worden. — Französische Blätter bemerken hierbei, daß der Graf mit dem verstorbenen Herzog von Reichstadt erzogen wurde. Was folgt hieraus?

Ball auf der englischen Gesandtschaft. Am sten war großer Ball auf der englischen Gesandtschaft; — man hat getanzt als wenn wir noch mitten im Winter wären. Die bemerkenswertheften Polkisten waren der könig. sächsische Legations-Sekretär Graf Hohenthal, und die Frau Baronin von Stockhausen, Gemahlin des Gesandten des Lieblings des deutschen Volkes.

Alle Dejazet. Unsere Vaudeville-Theater haben keine Schauspielerinnen mehr; — selbst von Dlle Dejazet sagt man schon, „sie habe ihrer Zeit das Ihrige gethan,“ was so viel sagen will als: „die Zeit hat an ihr das Ihrige gethan,“ — kurz man unterhält sich nicht mehr im Theater, weil es keine Schauspielerinnen mehr giebt. Schöne Arme, hübsche Gesichter, volle Nacken, schwarze, blonde und braune Seidenhaare, glänzende Toiletten, prächtige Crinolins-Dudinots, — aber keine Schauspielerinnen mehr! Man schreibt jetzt Toilette-Stücke, wie man einst Charakter-Stücke schrieb.

Frage und Antwort. Eine unserer leichteren Schönheiten aus dem galanten Quartier hinter Rothschild und Laßitte begegnete neulich Abends einem sehr reichen Gesandtschafts-Sekretär, der eben von einem prächtigen Diner im Café Français kam. Mit einem Blicke hat unsere schlaue Schöne den Goldfisch erkannt und bemerkt, daß er sein Auge auf sie geworfen; ihr Plan ist gemacht; sie spielt die Schüchterne, die jungfräuliche Unschuld und schiebt wie ein erschrockenes Rehlein die Straße Latboubt hinab, — endlich an der rue de Provence erreicht sie unser junger Diplomat und schlingt nonchalamment seinen Arm um die üppigen Hüften. „Mein Herr! ruft die Schöne, indem sie sich bemüht die Miene der beleidigten Unschuld anzunehmen, „mein Herr, für wen nehmen Sie mich?“ — „Mein Kind, sagt er lachend, das ist eine naive Frage, ich nehme dich für mich.“ — Gesagt, gethan, man verständigte sich und der Friede war bald geschlossen.

Noch ein Ball. Der Herr Minister des Innern, Graf Duchatel, hat am 12. seinen großen Frühlingsball gegeben; das Arrangement des Ganzen war wahrhaft prachtvoll, die Kredenz war mit lukullischer Verschwendung besetzt, der feinste Geschmack und die höchste Eleganz gaben sich brüderlich die Hand. Die kostbarsten Blumen und Gewächse zierten alle Säle und die wunderschön beleuchteten Gärten boten einen wahrhaft feenhaften Anblick. Die Polka wurde mit Fanatismus getanzt.

Auch eine Antwort. Man hat die Bemerkung gemacht, daß in Frankreich Jedermann so lange des Ordens der Ehrenlegion für würdig gehalten wird, bis er ihn bekommt; von diesem Augenblicke an bestreitet Alles seine Verdienste. Als man vor M. Dumas neulich von

einem Schriftsteller sprach, der am ersten Mai decorirt worden war, fragte ihn Jemand: „Warum hat M. . . wohl das Kreuz bekommen?“ — „Weil er es noch nicht hatte!“ sagte Dumas. — Alles staunte über die tiefe Bedeutung dieser Antwort; — in dem Munde eines Andern würde man sie für eine Albernheit gehalten haben.

Herr Thiers und seine Strümpfe. Wie alle geistreichen Männer hat Herr Thiers sehr gute Ideen, — aber nie zwei auf ein Mal. — Jetzt zum Beispiel beschäftigt nur eine Idee die vielen Nußstunden seines ministeriellen Interregnums, — dies ist: der Gebrauch der wollenen Strümpfe. Herr Thiers hat die Entdeckung gemacht, daß er seine blühende Gesundheit nur den wollenen Strümpfen verdankt, die er Winter und Sommer trägt. Jeden Morgen bei seiner Toilette sagt er zu seinen Besuchern mit dem gewissen maticiosen Lächeln, das man an ihm kennt: „Ja, mein Freund! diese Strümpfe machen Guizot unglücklich.“ — Ein Sandkorn in Cromwells Blase warf England in eine Revolution, die Strümpfe des Herrn Thiers sind noch berufen eine große Rolle in der Weltgeschichte zu spielen. Man schaudert, wenn man bedenkt, daß es keine Cabinetsstragen und ministeriellen Crisen mehr in Frankreich gäbe, wenn Herr Thiers eines Morgens vergäße seine wollenen Strümpfe anzuziehen.

Eine Schmeichelei. Man schreibt dem alten Marschall Sebastiani eine aus dem Griechischen neu aufgewärmte Schmeichelei zu. „Wenn ich nicht Franzose wäre, soll er zu Lord Wellington gesagt haben, so möchte ich Engländer sein.“ — Lord Wellington soll aber geantwortet haben: „wenn ich nicht Engländer wäre, so möchte ich Engländer sein.“ Die geistreiche Gräfin Appony soll, als man ihr diese Anekdote erzählte, gesagt haben: „Wenn der Marschall nicht siebzig Jahre alt wäre, so möchte er zwanzig alt sein.“

Eine Gesandtin. Einer der hiesigen fremden Gesandten (nota bene: Junggeselle) ließ neulich von Herrn Sauzet Billets in die Deputirtenkammer verlangen um die Frau Gesandtin dahin zu führen. Welches Staunen in allen Tribunen als unser einer Halbinsel angehöriger Gesandter mit einer in Paris wohlbekannten Dame erschien, die höchstens Gesandtin eines Liebeshofes sein könnte.

Ein Verlust. Dlle Rachel, die Ersehnte, ist uns wieder gegeben, aber ein neuer Verlust steht uns bevor. Dlle Carlotta Grisi, die leichtfüßige „Sylphide,“ die bezaubernde „Pari,“ das „reizende Mädchen von Gent“ verläßt die Bühne, um ihre Hand und ihr Herz einem reichen Manne zu geben. — Das Parquet weint, die Logen seufzen, das Parterre heult, Herr Guill. . . trägt einen sieben Ellen langen schwarzen Stor und Herr Petipa, der seine holde Partnerin verliert, tanzt nur in schwarzen Trikots und streicht die Sohlen seiner Tanzschuhe statt mit Kreide nun mit Kienruß an. — „Die Grisi geht und nimmer kehrt sie wieder.“

Neue deutsche Zeitschrift in Paris. Es kann wohl nichts Überraschenderes geben, als wenn man es schwarz auf weiß gedruckt vor sich sieht, daß man gar nicht existirt. — So ging es uns, als wir zufällig die Ankündigung eines neuen Pariser deutschen Journalles in die Hand bekamen, das man weiß nicht wann erscheinen, man weiß nicht von wem herausgegeben, man weiß nicht bei wem gedruckt, veröffentlicht werden soll, und das somit, seiner geheimnißvollen Ankündigung wegen, die alle obigen Punkte mit Stillschweigen übergeht, wohl zu den Mystères de Paris gehören wird. In befagter Ankündigung wird denn ganz kurzweg erklärt, „es fehle der deutschen Bevölkerung Frankreichs bis jetzt an einem Journale in ihrer Muttersprache.“ — Ist das nicht klar genug? mit diesem Federzuge sind wir aus der Reihe der Lebendigen gestrichen. Das Journal soll: Der deutsche Steuermann, oder, wie es sich selbst übersezt: Le Pilote germanique heißen, und es will sich, der Ankündigung zufolge, hauptsächlich „auf eine aufgeklärte (?), „weite (?) Correspondenz, abgefordert (!) von allen politischen Zwistigkeiten (sic!) verlegen, wie selbe mit „reicher Ernte nur durch Tiefdenker, wie die Deutschen „sind, unternommen werden kann.“ — Dazu fügt der „Deutsche Steuermann“ oder vielmehr sein Prospectus, noch folgende schöne satzungsvollen Worte: „Auch sind wir „völlig überzeugt, daß eine Unternehmung von solchem „Nutzen bei allen Menschenfreunden und ernsthaften Gei-

stern Deutschlands, die schon von Natur aus so nachdenkend und so poetisch sind (merci!), günstigen Beifall (!) finden wird.“ — Wir copiren buchstäblich; — das ist die poetische Seite des „Deutschen Steuermanns“, jetzt kommt die prosaisch-praktische. — Auf der letzten Seite seines Prospectus spricht er folgendes schöne Musterdeutsch:

„Ein Bureau der Administration des Journals (Der Deutsche Steuermann) beschäftigt sich, auf Verlangen einer großen Anzahl von deutschen Compatrioten (!), mit folgenden Bedürfnissen:

„Jedem Deutschen, und hauptsächlich den Ankömmlingen, alle mögliche Erörterungen und Erklärungen zu ertheilen, welche ihn vor dem Betrug derjenigen Leute und Verhältnisse beschützen, die seiner Unfähigkeit der französischen Sprache und seiner Unwissenheit Alles dessen was die Existenz in Paris anbetrifft, benutzen wollen (!!!). Die Administration des „Deutschen Steuermanns“, welche 17 000 deutsche und mehr als 200 000 französische Adressen besitzt, ist demgemäß in den Stand versetzt, einer jeden Person, ungeachtet wessen Standes und von welcher Profession, alle diejenigen Adressen mitzutheilen, deren Kenntniß ihre hiesige Existenz bedarf.

„Jedem Deutschen, ungeachtet wessen Standes und von welcher Profession, eine Beschäftigung zu bewirken. — Eine große Anzahl wohlhabender deutscher Compatrioten, so wie mehrere deutsche Gesellschaften sind mit der Administration unseres Journals übereingekommen, sich an letztere in allen Fällen zu wenden, wo sie irgend einer Person bedürfen; ein Bureau der Administration „Des Deutschen Steuermanns“ beschäftigt sich auch selbst mit der Nachsuchung von leeren Stellen.

„Dasselbe Bureau zeigt die nöthigen Wege an um Akte zu schließen, Pässe zu erhalten, Prozesse zu leiten &c.

„Die Gebühren für gewöhnliche Erörterungen und Nachsuchungen sind 10 Centimes und mehr in schwierigeren Fällen.“

Also wer von unsern „Compatrioten“ „Bedürfnisse“ hat, wer „leere Stellen sucht,“ wer sich eine „Beschäftigung bewirken lassen will“ oder wer „Akte zu schließen“ hat, wende sich an „den deutschen Steuermann.“ Wir rathen dem künftigen Kollegen vor Allen deutsch zu lernen, sonst dürfte der deutsche Steuermann dem deutschen Sterne nachsteuern, der nach so kurzem Glanze heim gestrahlt hat. Böse Zungen behaupten, der Steuermann sei nur eine Auferstehung des Sternes. Vederemmo! —

Industrieller Courier. — Shaws. Wir machen unsere Leser, bis uns Zeit und Umstände erlauben eine vollständige Übersicht der Industrie-Ausstellung zu geben, auf die Cachemir-Shawls der Herren Gouré jeune und Grandjean aufmerksam, deren Fabrik sich hier rue Neuve-Saint-Eustache, n. 8, befindet. Ihre in der Erposition ausgestellten Shawls ziehen die Aufmerksamkeit aller Besucher auf sich. Nicht bloß einzelne Prachtstücke sind es die die Herren Gouré und Grandjean ausstellen, sondern das Ganze der Shawlsfabrication in allen ihren unendlichen Abstufungen. Durch ihre ausgedehnten kaufmännischen Verbindungen erhalten sie immer die neuesten indischen Shawls und wissen selbe auf das Täuschendste nachzuproduciren, so daß man sie von den Originaten nicht unterscheiden kann. Durch eine kluge Oeconomie, durch Einkäufe im Großen und durch Anwendung aller Fortschritte und Verbesserungen in der Fabrication ist es ihnen gelungen die Preise bedeutend zu reduciren und sie bieten ihren Kunden einen Shawl um 500 Francs, den man allenthalben 800 Francs bezahlen muß. Unter den auf der Ausstellung befindlichen Producten dieser Herren ist ein Lisa-Shawl besonders bemerkenswerth, den die Königin und ihre Hofdamen mit gerechter Bewunderung priesen; außerdem andere lange und viereckige Shawls in drei bis vier Farben, gestickte Teppiche u. s. w.; mit einem Worte, die Ausstellung der Herren Gouré und Grandjean bietet für Damen einen so bezaubernden Anblick dar, daß sie sich Stundenlang nicht davon losreißen können.

Redacteur: Heinrich Börnstein.